

Nr. 123. Bromberg, den 3. Juni 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(50. Fortsetzung.)

(Schluß)

Da vernahm sie es wie Glockenton in sich, wie den Widerhall der Totenglocke von Vater Dags Beerdigung, und unter ihrem Klang hörte sie sich selber flüstern: Sie holen Unn zur Totenwache. Dag ist tot.

Es war Klein-Dag, der das Gesicht des Vaters in einer stillen Seitenbucht entdeckt hatte, und er war mit dem Holzfäller-Martin hineingewatet. Sie hatten ihn mit dem Kind geborgen, um das er noch den erstarrten Arm geschlungen hielt.

Seine linke Schläfe war von einer Scholle oder einem Pfosten zertrümmert; der Stoß müsse den Tod herbeigeführt haben, meinte Martin — sonst hätte er sich wohl mit dem Jungen ans Ufer retten können. Denn Dag sei nicht das erstemal übers Eis gefahren, auch nicht das erstemal dabei eingebrochen. Er sei sich der Gefahr wohl bewußt gewesen, habe es aber nicht ertragen können, das Kind dort draußen in Todesgefahr zu sehen. Er sei eben so weichherzig gewesen, der Dag . . .

Nicht nur Unn hatte man auf dem Heimweg mitgenommen. Es war auch jemand auf Borgland bei Fräulein Ramer gewesen. Man dachte sich wohl, daß Adelheid sie brauchen könne.

Als die Tante in die Kammer hinaufkam, lag Adelheid bewußtlos auf dem Fußboden. Erst am dritten Tag vermochte sie mit ins Küchenhaus hinunterzugehen. Unn hatte bestimmt, daß sie Dag hier aufbahren sollten; denn hier habe er am liebsten gewohnt. Aber sie hatte wohl noch etwas anderes dabei im Sinn. Man hatte auf dem Herd ein Feuer unterhalten, bis Adelheid kam. Dag lag auf seinem Bett, die rechte Seite der Stube, die linke der Wand zugekehrt. Der Feuerschein warf einen warmen Hauch von Leben, ja, von Jugend über seine schönen Züge. Lange blieb sie starr stehen, bis sie über dem Bett zusammenbrach. Am Fußende saß Unn Hammarbö mit unbeweglichem Gesicht. Sie näherte sich jetzt den Siebzigern, aber sie erfüllte ihre Aufgabe unverdrossen — wie Ane Hammarbö.

In der Tür stand Fräulein Ramer. Sie war jetzt schon zweiundsiebzig, war in der letzten Zeit rasch gealtert und ein wenig hinfällig geworden. Ihr Haar war schneeweiß, ihre Stimme greisenhaft, aber noch immer redete sie mit jedem eine deutliche Sprache. Sie trat zu Adelheid, als deren Weinen einen Augenblick verstummte, nahm sie fest unter den Arm und hob sie auf. „Einen Mann wie Dag darf man nicht beweinen. Er hat sein Leben für einen anderen gelassen — höher kann ein Mensch nicht kommen."

Adelheid gedachte der Weissagung Ane Hammarbös, von der sie in Mutter Thereses Aufzeichnungen gelesen hatte. Sie wendete sich in der Tür noch einmal um und blickte lange in Dags Gesicht, das im Lichtschein aus dem Bettdunkel hervorleuchtete.

11.

Es brauchte diesmal seine Zeit, bis Adelheid hoch kam, und als sie sich am Ende des Sommers wieder außer Hause zeigte, sahen die Leute ihr lange nach. Gesicht und Haltung schienen in diesen Monaten um Jahre gealtert.

Syver Hintenauf war noch nicht hinfällig und besorgte die Wirtschaft auf Björndal und Borgland weiter, wie es ihm Vater Dag beigebracht hatte; Even Steinrud hatte er zur Hilfe — wenn er eines Tages ausfiel — als Nachfolger. Die Waldarbeit hatte der Holzfäller-Martin übernommen, und alles ging dort seinen gewohnten Gang.

Die Knaben waren mit jugendlichem Eifer überall dabei, wo etwas los war; und sonst trieben sie sich mit Hund und Büchse im Walde herum und wanderten dieselben Wege in Wald und Moor, in Berg und Hochland wie der Großvater in jungen und alten Jahren, und wie ihr Vater sie seiner Lebtage unermüdlich gewandert war. Und sie schliefen nachts auf den Pritschen der Hütten oder am Feuer unterm Nachthimmel, wie es ihre Sippe von je getan hatte.

Adelheid saß eines Abends in der Schreibstube über den Büchern. Es war Herbst, es regnete und stürmte draußen. Der Wind heulte durch den Schornstein, der Regen schlug an die Scheiben. Im Lauf des Herbstes war sie etwas frischer geworden. Die Tante hatte sie fleißig besucht und sie an Vater Dags Mahnung erinnert, von der Adelheid ihr einmal gesprochen hatte: was auch komme, der Mensch müsse wieder aufwärts, vorwärts, das ganze Leben lang.

Sie hatte grade allerlei in den Büchern erledigt; denn es war viel liegen geblieben. Nach und nach erwachte ihre starke Natur wieder, und sie fing an, sich in der Schreibstube wieder etwas wohl zu fühlen. Ja, die kleinen Zauberzeichen, die Zahlen, mochten an etwas rühren, was auch ihr seit vielen Generationen tief im Blute saß. Und da sie jetzt allein auf sich angewiesen war, packte sie wieder der Gedanke, für sich und die Buben alles so sicher wie möglich zu gestalten.

Sie hatte grade zusammengezählt, was an Zahlungen aus den Talgemeinden ausstand, was für Zinsen das abwerfen und wie hoch es das Konto auf der Bank mit den Jahren ansteigen lassen würde. Da hörte sie einen Wagen auf dem Hof vorfahren und unterschied Stimmen, die Jungfer Kruses und die eines Mannes. Sie stand auf und ging in die Diele hinaus. Sie traf dort einen Herrn aus der Stadt; er kam ihr bekannt vor, aber sie konnte sich nicht auf ihn besinnen, bis er seinen Namen nannte.

Es war Dags Anwalt, er war auch schon der Anwalt Vater Dags gewesen, wie sein Vater vor ihm. Er wußte also über die Björndaler Verhältnisse gründlich Bescheid. Er sei gekommen, einiges mit ihr zu besprechen, müsse sich aber nach der Fahrt in diesem Hundewetter erst umziehen. Jungfer Kruse führte ihn ins blaue Zimmer im Neubau.

In der Wohnstube war der Tisch schön gedeckt; der Anwalt war ein gewandter Mann, der viel aus der Stadt und fernen Ländern zu berichten wußte. Die Knaben hörten seinen Erzählungen gespannt zu, und auch für Adelheid bedeutete dieser Hauch aus der Welt eine Auffrischung. Zugleich aber fragte sie sich mit leiser Unruhe, was einen so beschäftigten Mann wohl zu einem so weiten Weg veranlaßt haben könne.

Sie saßen in der Schreibstube, Adelheid und der Anwalt. Er bekam ein Glas zu trinken, eine Pfeife und Tabak, wie es sich gehörte, und hatte bald das Gespräch geschickt über die Ereignisse der letzten Zeit auf das Anliegen gelenkt, das ihn zu der weiten Reise getrieben hatte.

Dag sei bei seinem letzten Aufenthalt in der Stadt bei ihm gewesen und — habe alle Pfandbriefe von den Höfen im Südbezirk mitgebracht. Er wolle darauf verzichten, habe er gesagt, und verlangt, daß der Verzicht rechtskräftig darauf vermerkt und zur Unterschrift vorbereitet werde; dann möge er, der Anwalt, sie den Leuten zustellen. Und damit sollten alle Schulden gelöscht sein. Er habe immer noch genug für sich und seine Familie, es bestehe also kein Grund, andere mit solchen Papieren zu drücken.

Dem Anwalt war so etwas wie der Unsinn, derartige Summen einfach fortzugeben, noch nicht vorgekommen. Daher hatte er zu Dag gesagt, die Ausfertigung sei eine sehr umständliche Geschichte, und er müsse sich mit den Unterschriften gedulden, bis er das nächste Mal in die Stadt komme. Das habe er getan, damit sich Dag die Sache noch einmal in Ruhe überlegen könne, aber nun sei ja alles so ganz anders gekommen. Er habe ein halbes Jahr verstreichen lassen, um sie nicht zu bald nach dem Unglück zu belästigen. Aber nun sei er da; und Adelheid werde sich gewiß für seine Mühe erkenntlich zeigen — mit einem angemessenen Anteil an den großen Werten, die er ihr und ihren Söhnen gerettet habe.

Behutsam ließ er durchblicken, daß er vom Unglück ihres Mannes in den Bergen wisse, und daß Dag seitdem zuweilen etwas merkwürdig gewesen sei. Er deutete auch an, daß alle großen Familien dadurch zugrunde gingen, daß der eine verschleudere, was der andere gesammelt hätte. Er wisse viel Gutes über Vater Dag zu sagen; das sei ein umsichtiger, weitschauender Mann gewesen, und es wäre ein Jammer, wenn sein Lebenswerk auf diese Weise verloren ginge.

Adelheid wußte zuerst nicht, was sie davon halten solle. Die Sache mit den Papieren ließ sich schon aus Dags verändertem Wesen in der letzten Zeit erklären. Aber alles, was der Anwalt dazu sagte, klang so einfach und klar, und im innersten Herzen verstand auch sie nicht, wie man so große Werte einfach fortgeben konnte. Es war ihr schon schwer genug gefallen, es zu begreifen, daß Dag im letzten Herbst die Zinsen dieser Schuldverschreibungen auf ein Jahr hatte erlassen können, und sie war grade drauf und dran gewesen, einmal in den Keller zu steigen und alle Papiere in der Truhe nachzuprüfen.

In diesem Hin- und Herüberlegen über Dag und die ganze Angelegenheit waren das einzige Klare die Zahlen: und mit Zahlen muß man genau sein, hatte sie von ihrer Großmutter gelernt — die darf man nicht weggeben oder verkleinern.

Noch als sie den Anwalt durch die Diele nach dem Neubau begleitete, war sie ganz seiner Meinung. Aber in den Nachtstunden sah sie dann Dags Gesicht vor sich, klar und stark wie damals in der Schreibstube, als er ihr auseinandersetzte, wie unrecht es sei, daß sich die Leute in ihrer Not die Taler absparen müßten — für sie, die sie nicht brauchten. Sie wußte aus den Büchern daß sie und ihre Söhne dieses Geld nicht unbedingt nötig hatten. Aber es war so beruhigend, es als Rückhalt zu haben.

Sie hatte keine Ruhe vor Dags Augen gefunden. Jede wache Stunde sah sie ihn vor sich, ja auch im Traum, klar, entschlossen und ernst, und dann war sie bei Tagesgrauen aufgestanden und hatte einen Wagen nach Borgland geschickt, Tante Eleonore zu holen.

Grade, als der Anwalt zum Frühstück in die Wohnstube trat, erschien auch Tante Eleonore in der Haustür. Sie hatte in letzter Zeit Schmerzen im Fuß und ging am Stock.

„Da bin ich", sagte sie. „Ich gebe mir mit dem Sterben alle Mühe, aber ich werde immer langsamer. Du mußt dich schon noch ein Jährchen gedulden."

Adelheid lächelte über ihren Galgenhumor, und sie setzten sich zum Frühstück. Danach bat Adelheid den Anwalt, es sich eine Weile in der Diele bequem zu machen, sie habe noch etwas mit ihrer Tante zu besprechen.

Oben in ihrer Kammer erzählte ihr Adelheid die ganze Sache und fragte sie nach ihrer Meinung.

„Gib gut auf die Papiere acht und fordere den Winkeladvokaten auf, so schnell wie möglich zu verschwinden", war der deutliche Bescheid der Tante.

„Ja, aber . . ." sagte Adelheid.

„Hier gibt's kein Aber, wenn du im Grab Ruhe haben willst", unterbrach die Tante sie scharf. „Erst fort mit dem Kerl da unten, dann wollen wir weiter darüber reden."

Adelheid mußte hinuntergehen und den Anwalt wegschicken; sie wolle die Papiere einstweilen dabehalten und sich die Sache überlegen.

Erst als Tante Eleonore den Wagen davonrollen hörte, kam sie aus der Kammer und die Treppe herunter gehumpelt, und weiter in die Schreibstube. Dort setzte sie sich in den Sessel und wartete.

Adelheid sah sie prüfend an, während sie sich am Schreibtisch niederließ: „Ja, was soll ich nun machen?"

„Aufwachen", antwortete Tante Eleonore streng; „anfangen, den Mann zu verstehen, mit dem du Kinder in die Welt gesetzt hast. Du sollst das erste Papier dort aufschlagen und schreiben, wie ich dir diktiere: ‚Nach dem Willen meines Mannes Dag Björndal, bezahlt mit . . .' und dann den Betrag und deinen Namen darunter."

Adelheid betrachtete das Gesicht ihrer Tante, das jetzt so runzlig war, und ihr silberweißes Haar. Konnte sie noch so klar denken wie früher? Oder war sie innen so ergraut wie außen?

„Bist du sicher, daß Dag . . ?" begann sie.

„Jawohl", antwortete die Tante scharf. „Noch bin ich weder taub noch blind. Ich weiß, was er gewollt hat. Borgland und Björndal sind schuldenfrei — das weißt du. Und weißt du auch, was das heißt in einer Zeit, wo alle anderen bis über die Ohren verschuldet sind? Diese beiden Höfe sollten seine Söhne einmal erben; und wenn sie sich gut entwickeln und fleißig sind, wie er hoffte, dann werden sie kaum mehr brauchen. Wenn sie sich aber nicht gut machen, dann können ihnen auch die Zinsen und Pfandbriefe nichts helfen. Die Habgier zu überwinden, ist die schwierigste Kunst im Leben. Der Alte hat danach gerungen, aber Dag ist weiter gekommen."

Tante Eleonore erhob sich schwerfällig an ihrem Stock. Der Fuß schmerzte beim Aufstehen. Ihre Worte klangen knochentrocken: „Das kommt aus der Stadt hergereist und will von Dags Verstand reden . . . Wenn Geld das große Gesetz des Lebens ist, dann war Dag freilich nicht ganz richtig im Kopf; wenn aber das Gebot des Lebens lautet, ein Mensch mit lebendigem Herzen zu werden, dann war Dag klarer im Kopf als alle, denen ich in meinem langen Leben begegnet bin."

Die Tante ging, und — Adelheid schrieb.

Der Herbststurm raste vom Gebirge her, aber die Wälder fingen ihn auf. Gewaltig und stark brauste es um die Häuser, hoch über die Siedlung — hinaus in die Welt . . .

Ende.

Des Lebens Wunder.

Des Lebens große Wunder steh'n
An deinem Weg und zeigen sich
Dir manchmal im Vorübergeh'n,
Und ihre Zeichen grüßen dich.
Wo du auch wanderst durch die Zeit
Wird immer hell ihr mildes Licht
Durchbrechen jede Dunkelheit
Und leuchten in dein Angesicht.
Und nie wirst du verlassen sein,
In deinem Kampfe um ein Ziel.
Die Wunder hüllen warm dich ein
Und klingen wie ein Saitenspiel.

Franz Cingia.



Seiltanz im Gewitter.

Erzählung von Herbert Reinhold.

Dies geschah vor nicht langer Zeit in einer oberösterreichischen Stadt um die mitternächtliche Stunde:

„Es war nach einem anfangs sonnigen und später schwülen Spätfrühjahrstag, als sich der kleine, grobgepflasterte Marktplatz zu M. ganz ungewöhnlich mit Menschenmassen füllte. Unter den Laubengängen der alten bunten Häuser, die seit Jahrhunderten den Platz säumten, brannten entgegen der städtischen Ordnung flackernde Gasflammen, und nur vorm Rathaus leuchtete prunkhaft eine elektrische Ampel. Um diese Helligkeit scharten sich einzelne, während andere sich schwatzend ergingen. Man lachte, flüsterte und mutmaßte, bis aus einer Seitengasse ein Fuhrwerk geraitert kam. Im Augenblick fiel eine Stille ein, alle reckten die Hälse und warteten gespannt der Dinge, um deretwillen sie sich eingefunden hatten.

Die berühmte, um nicht zu sagen: weltbekannte Seiltänzerfamilie Grillocini war eigens von Wien her in die Stadt gezogen und hatte zum nächtlichen Benefiz alle Einwohner dringend, aber gebührend höflich eingeladen. Grelle, handgeschriebene Plakate schrien seit Tagen von den Anschlagtafeln und lockten zu dem großen Ereignis, das für wenige Groschen zu erleben war. Seiltanz um Mitternacht! Tanz einer Familie auf schwankendem Seil, das, wie man sich überzeugen konnte, vom Balkon des Rathauses in schwindelnder Höhe quer über den Marktplatz bis zum Giebelfenster des Apothekergebäkkdes gespannt war!

Da also war das Fuhrwerk der Künstler! Jetzt schwenkte es um den Marktbrunnen. Man sah die mageren Pferde und den kleinen Wohnwagen, dessen Anstrich blätterte, und man war sofort enttäuscht. Fuhr so eine Artistenfamilie vor, deren Name in aller Munde sein sollte? Die Stille wich einer erregten Lebendigkeit, die zum Handeln drängte. Schon rief jemand, man möge sich beeilen, und für die Groschen, die man mitgebracht, wolle man eine anständige Vorstellung sehen.

Die nahe am Wagen standen, machten Meister Grillocini, der im Trikot erschien, Platz. Er schwang sich auf den Marktbrunnen und hielt eine schallende Ansprache: „Hochgeschätztes Publikum! Gönner und Gönnerinnen!" rief er. „Die allerorts geschätzte und geachtete Künstlerfamilie Grillocini gab sich die Ehre, für den heutigen Abend einzuladen, und ich freue mich, daß viele gekommen sind, um das Wunder unserer Künste mit eigenen Augen zu schauen. Seht jenes schwankende, dünne Seil, das hoch über den Erdboden gespannt ist. Dort werden wir nun entlanglaufen, springen und, vor allem, tanzen.. Ria Grillocini, die Jüngere, meine erst vierzehnjährige Tochter, ein aufgehender Stern am Artistenhimmel!" Dann sprang er vom Brunnen, und im Nu war er durch die schweigende Menge nach seinem Wagen gehuscht.

Kurz darauf sah alles nach dem Balkon des Rathauses. Dort stieg graziös Ria Grillocini, die Ältere, auf die Brüstung, grüßte theatralisch, prüfte umständlich den Halt der Schuhe auf dem Seil, nahm die Balancestange und lief ein wenig schwankend über den Marktplatz. Vor dem Giebel des Apothekerhauses machte sie kehrt, tat in der Seilmitte einige plumpe Sprünge und war rasch wieder auf der Balkonbrüstung. Daß ihr niemand Beifall zollte, nahm sie als gegeben hin. Sie verbeugte sich müde und machte Meister Grillocini Platz. Der Meister lief ein paarmal über das Seil, tanzte und wagte sogar ein Salto. Man sah, daß er unsicher war und daß ihn, schwankte das Seil, eine Unruhe packte. Als er abtrat, jubelten ihm einige zu, wie er dann aber um zehn Minuten Pause bat, murrten viele.

Während der Pause war um den Künstlerwagen ein Gedränge, denn jeder wollte einen Blick ins Innere erhaschen. Es gab nichts zu sehen, vor den kleinen Fenstern waren Vorhänge, und die Tür war eingeklinkt. Der Wagner Haberdorn sah nach dem Wagengestell und meinte gerade, es müsse überholt werden, als zugleich mit erregten Worten, die aus dem Wageninneren klangen, aus dem nachtschwarzen Himmel ein greller Blitz zuckte, dem ein dumpfes Donnern folgte.

„Sie darf nicht auftreten! Das Kind ist krank!" schrie die Stimme Ria Grillocinis, der Älteren, und alle, die in der Wagennähe standen, hörten es.

„Sie muß!" Das war Meister Grillocini. „Sie allein leistet was, und nur ihr geben die Leute Geld! Wir müssen Geld haben! Wir müssen!"

„Oh", weinte Ria Grillocini, die Ältere, ohnmächtig, „das verfluchte Geld!"

„Ich bin kein Rabenvater, aber bis morgen muß Geld her. Uns gibt man nichts. Du weißt . . " Meister Grillocinis Stimme klang ängstlich.

Da mischte sich eine helle Stimme ein. „Vater hat recht. Ich trete auf", sagte sie. Gleich darauf sprang Ria Grillocini, die Jüngere, ein schlankes, bleiches Mädchen im roten Trikot aus dem Wagen.

Als sie auf der Brüstung des Rathausbalkons erschien, zuckte ein neuer Blitz nieder Es krachte ohrenbetäubend, und Ria Grillocini, die Jüngere, schreckte unwillkürlich zurück. Sofort aber hatte sie sich wieder in Gewalt, und als ihre Mutter vom Wagen aus besorgt rief, sie möge nicht auftreten, winkte sie unwillig ab. Bedachtsam prüfte sie das Seil, nahm die Balancestange und verbeugte sich gegen die Menge, die zu ihr hinaufstarrte und trotz des einsetzenden Regens ausharrte, ihretwegen, obschon es viele gab, die sich nach Hause sehnten. Sie starrten sie an, grausam, das äußerste an seiltänzerischer Kunst verlangend. Niemand sah, wie sie taumelte und sich nur mühsam zusammenraffte; kaum einer wußte, daß sie krank war und nur der Eltern wegen auftrat. Oder wußte es doch jemand? „Bravo, Ria!" schrien einige, und dieses Bravo war mehr als gutmütige Anerkennung.

Langsam trat sie auf das Seil hinaus. Lief einige Schritte vor, sprang um und lief zurück. Dann holte sie Atem, wirbelte die Balancestange um sich und stürzte vor. In der Seilmitte machte sie plötzlich halt, sprang und tanzte einen kühnen Tanz. Hernach ließ sie sich der Länge nach auf das Seil fallen, es war als ob sie fiele, aber es war eben nur so, denn sie hielt sich mit den Händen fest, hangelte sich ein, schaukelte und war im Nu hochgeworfen, bis sie wieder auf dem schwankenden Draht stand. Nun lief sie zur Balkonbrüstung zurück.

Drüben empfing sie tosender Beifall. Keiner der Zuschauer spürte den prasselnden Regen. Keiner sah die Blitze, die in einem fort zuckten. Und wenn der Donner grollte, dann klang das wie eine notwendige Begleitmusik zu dem tollkühnen Tun, mit dem Ria Grillocini aufwartete. Wieder tänzelte sie nach der Seilmitte, legte die Balancestange hinter den Kopf, beugte sich zurück und hatte im gleichen Augenblick ein Salto geschlagen. Immer und immer wieder tanzte sie, ließ sich fallen, schwang sich hoch, tanzte, sprang und schlug einen Salto nach dem anderen. Sie schwebte über dem Seil und schlug so das Gesetz der Schwerkraft.

Als sie wieder ein Salto schlug, blitzte es, daß der Marktplatz für Sekunden in grelles Licht getaucht war. Die Menge duckte sich und nahm das gewaltige Krachen des Donners hin wie einen Schlag. Noch einmal blitzte es, wieder krachte der Donner, dann war es, als stürzte der Marktplatz ein. Die Zuschauer wagten einen Blick in die Höhe, ein tausendstimmiger Schrei erscholl, wo eben noch ein kühnes Mädchen sich überschlug war nichts, gar nichts. Jemand heulte wie getroffen auf. Frauen kreischten, und Männer schimpften. Vor dem Künstlerwagen entstand ein Gedränge. Blitz und Donner waren vergessen vor der grausamen Wirklichkeit, daß jetzt das Seil vom Blitz getroffen und Ria Grillocini in die Tiefe geschleudert worden war. Daß die abfallenden Seilenden einige aus der Menge verletzten, nahm man nicht tragisch, aber daß keiner wußte, was mit der Tänzerin geschehen war, das beschäftigte alle.

Die alten Grillocinis waren völlig verstört und zu keiner Maßnahme fähig. Wehklagend hockten sie auf ihrer Wagentreppe und ließen es geschehen, daß ihnen einer den Teller, mit dem Ria Grillocini nach ihrem Auftreten hätte sammeln gehen sollen, aus den Händen nahm und reihum ging. Der Mann war noch nicht weit, als vom Rathaus her befreiendes Jubeln erscholl. Ein breitschultriger Mann bahnte sich eine Gasse. Ein rotes Bündel trug er in den Armen, und es stellte sich heraus, daß er der einzige war, der Tatkraft und Umsicht besessen hatte. Als sich nämlich das Seil spaltete, behielt Ria Grillocini ihre Geistesgegenwart, aber dennoch war es ein Wunder, daß es ihr gelang, sich mit dem fallenden Seil in Sekundenschnelle über die geduckten Köpfe der Menge hinweg bis auf einen Sims unter dem Rathausbalkon zu schwingen. Dort überfiel sie

eine Schwäche, ohnmächtig blieb sie hocken, bis sie jener Mann herunterholte.

Ria Grillocini war nichts Ernstliches geschehen, aber ihr Haar war gebleicht, und ihre Lippen zuckten. Sie wurde in den Wagen gebettet, und der Mann blieb bei ihr, bis sie erwachte. Dann sprach er mit den Alten. Er war Besitzer mehrerer Varietés und machte den Vorschlag, mit Ria Grillocini, der Jüngeren, einen vorteilhaften Kontrakt einzugehen. Die Summe, die er aussprach, war nicht bedeutend, aber die Alten vergaßen darüber die ausgestandenen Schrecken, sahen einen Lichtblick aus ihrer Not und reichten ihm in freudiger Aufwallung die Hände.

Da kehrte der Mann, der mit dem Teller reihum gegangen war, zurück. „Da", sagte er schlicht, reichte den Alten das Ergebnis seiner Sammlung und war im Nu verschwunden. Meister Grillocini nahm das Tuch, das den Teller bedeckte, fort und sah: sah Münzen über Münzen, Groschen, Schillinge und Noten. Seine Hände zitterten, als er zählte. Im Unglück hatten sich die Herzen der Menschen geöffnet. Zweieinhalbtausend Schillinge, eine Anweisung für eine ständige Wohnstätte und der behördliche Erlaß der Schaustellergebühren fanden sich. „Frau", sagte er heiser, „da!"

Ria Grillocini, die Ältere, sah den Reichtum und wendete sich sofort an den breitschultrigen Mann. „Vielen Dank, Herr", sagte sie. „Entschuldigen Sie, daß wir Ihr Angebot ausschlagen. Man gab uns Heimat und die Mittel zu einer neuen Existenz, die das Leben unseres Kindes nicht gefährdet. Wir sind Eltern, verstehen Sie?"



Bunte Chronik



Ein Rehbock springt durch Fensterscheiben.

Ein ungewöhnliches Ereignis hat sich dieser Tage in der Spinnerei Theresiental nahe Linz zugetragen. Ein Rehbock hatte sich verlaufen und wurde am Ufer des Flusses Traun von einem Hunde aufgespürt. Um dem Verfolger zu entrinnen, rannte der Rehbock in den Hof der Spinnerei. Dort stieß er auf einige Arbeiter, und in seiner Angst sprang er durch ein offenstehendes Fenster in einen Saal der Fabrik. Von dort aus versuchte er durch ein anderes Fenster ins Freie zu gelangen. Dabei gingen sieben Fensterscheiben in Trümmer, ehe ihm die Flucht durch ein mit wuchtigem Stoß zerbrochenes Fenster nach dem nahen Walde gelang. Es wurde beobachtet, daß der Rehbock sich an den Glassplittern das Geäse verletzt hatte.

*

Männer mit Fingerspitzengefühl.

Englische Zeitungen berichten über einen merkwürdigen Beruf, der sich im modernen Persien herausgebildet hat. In den großen Wollspinnereien, die mit Unterstützung der Regierung zur Herstellung neuzeitlicher echter Perser Teppiche eingerichtet worden sind, braucht man Arbeiter, die mit dem Tastgefühl ihrer Hände die verschiedenen Stärkegrade des Haares der Angoraziege feststellen können. Diese Unterscheidung ist für die Qualität der Teppiche von entscheidender Bedeutung. Im Laufe der Jahre haben sich in diesem Spezialberuf einige Männer so bewährt, daß sie geradezu als Meister und Künstler des Fingerspitzengefühls bezeichnet werden können. Sie sind in der Lage, nicht weniger als 14 verschiedene Stärkegrade von Angorahaaren ohne Zuhilfenahme des Blicks oder von Hilfsinstrumenten festzustellen.

*

Grab mit Telephon.

Die alten ägyptischen Grabanlagen mit ihren vielen Kammern und Gängen scheinen es einem reichen Kaufmann in Kairo angetan zu haben. Er beschloß jedenfalls noch zu Lebzeiten für seine werte Person eine ähnlich pompöse Grabanlage zu bauen. Dabei bevorzugte er jedoch eine moderne Einrichtung. Das für ihn hergerichtete Grab enthält neben der Grabkammer zwei Baderäume, ferner elektrisch Licht und Telephon. Um dem Unfug die Krone aufzusetzen, ist der Kaufmann bereits jetzt während der heißen Tage in sein Grab übergesiedelt.

Matthias Claudius

„Der Mond ist aufgegangen"—
Als Kinder wir es sangen
Und wurden fromm und still.
O Loblied deutscher Nächte,
Preis hoher Himmelsmächte,
Trost dem, der Leid vergessen will.

Der du die Nacht besungen,
Längst ist dein Lied verklungen
Und tönt doch ewig fort.
„Die güldnen Sternlein prangen",
So heut wie einst empfangen
Von deiner Verse Zauberwort.

O Freund des Guten, Schlichten,
Du lehrtest in Gedichten,
Wie leben man und sterben muß.
Du lebst in Vers und Note,
Aus Wandsbek, du, der Bote —
Lieber Matthias Claudius!

Wendelin Überzwerch



Lustige Ecke



Der Alkohol.

„Ja, der Alkohol löst die Zunge!"

„Stimmt! Wenn ich abends viel getrunken habe und dann nach Hause komme, dann sollten Sie meine Frau mal reden hören!"

*

Kleines Mißverständnis.

Ein wohlbeleibter, geruhiger Herr trifft seinen Freund auf der Straße, der sehr nervös und bedrückt ist.

„Was ist los?" fragt er.

„Ach, ich habe heute beim Rennen dreißig Kronen verloren."

„Sehn Sie", sagt der erste, „ich habe Ihnen immer gesagt, rennen Sie nicht so."

*



Der geduldige Freier trotzt der Überschwemmung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg